

Der Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 29. 1894.

Flecken auf der Ehre.

Roman von Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.)

(Nachdr. verboten.)

Edith, die durch Christinens seltsame Bitte ein wenig gekränkt schien, wollte ihre Einwendungen wiederholen, aber ein ernst mahnender Blick Hartwig's bestimmte sie, dem Wunsch der Kranken zu willfahren.

„Gut denn, ich verspreche es Ihnen, Christine,“ sagte sie zögernd, „um so mehr aber sollten Sie mir jetzt rückhaltlos Alles anvertrauen, was Ihnen auf dem Herzen liegt. Sie werden doch vielleicht irgend einen Wunsch haben oder eine Sorge, von der ich Sie zu befreien vermag.“

„Einen Wunsch für mich — nein! Ich wünsche mir nur recht viele Stiefmütterchen auf mein Grab, und die hat Johanna mir schon versprochen. Aber eine Sorge habe ich — ach ja, eine recht große Sorge, und wenn Komtesse mir die vom Herzen nehmen könnten, so wollte ich noch in meiner Sterbestunde für Sie beten. Aber ich wage gar nicht, Sie darum zu bitten.“

„Sprechen Sie getrost!“ drängte Edith herzlich. „Wenn meine Kräfte dazu ausreichen, werde ich Ihren Wunsch gewiß erfüllen.“

„Wenn ich gestorben bin, darf meine Schwester nicht einen Tag länger in diesem Hause bleiben. Fragen Sie mich nicht nach dem Grunde, denn ich dürfte Ihnen denselben doch nicht sagen; aber glauben Sie mir, daß es ein schreckliches Unglück für Johanna wäre, wenn sie hier bleiben müßte. Ich würde ihr hundertmal eher den Tod wünschen, als das. Darum wollte ich Sie bitten, sie von hier fortzunehmen, wenn Sie hören, daß ich todt bin — ach, es würde meiner Bitte kaum bedürfen, wenn ich Ihnen Alles sagen könnte!“

Ermattet von der Aufregung, welche sich während des Sprechens ihrer bemächtigt hatte, ließ sie den Kopf in das Kissen zurücksinken. Ihre Augen, die jetzt fieberisch glänzten, waren mit dem Ausdruck höchster Spannung auf Edith gerichtet.

Statt der Komtesse aber nahm Hartwig mit fast feierlichem Ernst das Wort: „Sie werden noch nicht sterben, wie wir zuversichtlich hoffen, Christine. Wenn es aber dennoch geschehen sollte, so wird Ihr Wunsch unverzüglich erfüllt werden, dafür verbürge ich mich Ihnen mit meinem Ehrenwort.“

„O, das ist gut — das ist gut!“ rang es sich wie in gewaltiger Erleichterung von den Lippen der Kranken. „O, ich weiß wohl, daß Sie unser wahrer Freund sind, was auch die Anderen sagen mögen!“

„Und ich will für Johanna's Fortkommen sorgen,“ fügte Komtesse Edith mit Wärme hinzu. „Sie soll in anderen Verhältnissen ein neues Leben beginnen.“

Ein feines, durchscheinendes Roth, das ihr von der Krankheit verzehrtes Gesicht mit einem trügerischen Schimmer von Gesundheit und Schönheit übergoß, zeigte



Enzianwurzelsgräber. (S. 228)

sich auf den Wangen der Kranken. Es war der Abglanz eines wirklichen inneren Glückes. Fester als vorher ergriff sie die Hände der beiden Besucher und brachte sie einander so nahe, daß sie sich berührten.

„Nun bin ich bereit, davonzugehen,“ hauchte sie, „und mir ist so leicht und froh, als wäre ich ganz gesund und hätte statt meiner Krücken Flügel bekommen. Sie aber, die Sie so gut gegen mich gewesen sind, soll der Himmel dafür so glücklich werden lassen, als es Menschen nur immer werden können. Und in Ihrem Glücke werden Sie manchmal an mich denken — nicht wahr? Auch ich habe ja hier in meinem Bette so oft an Sie gedacht, und obwohl ich Sie im Leben niemals beisammen gesehen hatte, in meinen Gedanken waren Sie doch immer beisammen — ja — immer — beisammen.“

Die von der seelischen Erregung so lange angespannten körperlichen Kräfte begannen plötzlich zu versagen. Die Gedanken der Leidenden schienen sich zu verwirren. „Nimmer — beisammen!“ wiederholte sie noch einmal lächelnd und mit lassender Zunge; dann lösten sich ihre schmalen Finger von den Händen der Anderen, ihre Augenlider senkten sich langsam und ihre eben noch hastigen und mühsamen Athemzüge wurden die einer ruhig Schlummernenden.

Edith und Hartwig standen noch sekundenlang regungslos, und ohne daß Eines von ihnen wußte, wie es geschehen war, hatten ihre Hände sich über dem Bette der Kranken verschlungen. Christinens letzte Worte klangen ihnen wunderbar im Herzen nach; sie wagten einander nicht anzusehen, aber es war ihnen, als ob Jedes den Herzschlag des Anderen vernähme, und damit zugleich ein süßes, herrliches, über alles menschliche Fassungsvermögen hinaus beglückendes Geheimniß.

Da wurde die Thür geöffnet, und Johanna, die auf einem irdenen Teller die dampfende Krankensuppe trug, trat wieder herein. Wie schnell auch die Beiden auseinanderfuhren, Johanna hatte ihre Bewegung doch wahrgenommen, und um ihre Lippen zuckte es böse.

„Ihre Schwester schläft,“ sagte Hartwig, seiner Befangenheit nur mit Mühe Herr werdend, „und Sie werden gut thun, ihren Schlummer jetzt nicht zu stören. Morgen oder übermorgen werde ich mich wieder nach ihrem Befinden erkundigen.“

Sie antwortete ihm nicht, und als Edith ihr dann mit einem freundlichen Wort die Hand zum Abschied reichen wollte, that sie, als habe sie diese Absicht nicht bemerkt.

„Kommen Sie, Komtesse,“ flüsterte Hartwig seiner Begleiterin zu. „Es ist am besten, wenn wir uns jetzt entfernen.“

Edith und Hartwig hatten draußen erst wenige Schritte gethan, als Johanna, die ihnen fast auf dem Fuße nachgefolgt sein mußte, der Komtesse mit einer heftigen Geberde den Weg vertrat.

„Sie haben dies hier da drinnen vergessen,“ sagte sie mit wogender Brust, indem sie der erschrockenen Edith zwei blinkende Goldstücke entgegenhielt. „Nehmen Sie Ihr Eigenthum zurück, denn ich lasse mir kein Almosen geben. Hören Sie — von Niemand, am wenigsten aber von Ihnen!“

Noch ehe die Komtesse eine Antwort geben konnte, hatte Hartwig das Geld aus der Hand des Mädchens genommen.

„Es ist gut, Johanna,“ sagte er ernst. „Und nun gehen Sie, denn Sie dürfen jetzt kein Wort weiter mit der Komtesse sprechen.“

Als er nach einer Weile zurückschaute, sah er, daß das Mädchen noch immer regungslos auf derselben Stelle stand, ihnen unverwandt nachstarrend.

Edith aber schritt stumm an seiner Seite

dahin. Der Rauber, der sie und ihn da drinnen für eine flüchtige Minute umfassen gehalten, war jäh und unbarmherzig zerstört worden, und nun lastete schwer wie ein drückender Alp die Erinnerung an das, was hinter ihnen lag, auf ihren Herzen.

Hartwig, dem das Schweigen endlich unerträglich wurde, nahm zuerst das Wort.

„Nun haben Sie den Beweis erhalten, Komtesse, wie berechtigt meine vorige Selbstanklage gewesen. Ihr großherziges und heldenmüthiges Beginnen hat Ihnen nichts anderes eingetragen, als bittere Enttäuschung; ja, ich bin nicht einmal im Stande gewesen, Sie vor Kränkungen und Beleidigungen zu schützen. Wie sollten Sie mir jetzt verzeihen können, daß ich Sie in einem unglückseligen Augenblick zu diesem Thun verleitet habe!“

Da schlug sie ihre Augen voll zu ihm auf, diese schönen, glänzenden Augen, die feucht waren von mühsam zurückgehaltenen Thränen.

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen,“ sagte sie einfach, „denn die verzweifelte Bitterkeit dieser Unglücklichen konnte mich wohl schmerzen, aber nicht beleidigen. Ich danke Ihnen, daß Sie mich hierher geführt haben, denn ich möchte die Erinnerung an diese Stunde nicht hingeben für alle Schätze und für alle Freuden der Erde.“

Ihre Stimme zitterte ein wenig, da sie die letzten Worte sprach, und der Mond, dessen glänzender Rand eben hinter einer dunklen Wolke hervortrat, warf seinen verklärenden Schein auf die kindlich-reinen Züge ihres Antlitzes. Da erfaßte es den Mann an ihrer Seite wie ein übermächtiges, unwiderstehliches Verlangen, und er hätte nicht Sieger bleiben können in der lockenden Versuchung, auch wenn er gewußt hätte, daß er die unerhörte Verwegenheit in der nächsten Minute mit seinem Leben würde bezahlen müssen. Er beugte sich nieder zu der zierlichen, elfenhaften Gestalt, schlang seinen Arm um ihren Leib und preßte sie stürmisch an sich, während seine dürstenden Lippen die ihrigen suchten.

Und als er fast noch in derselben Sekunde mit heißer Scham zum Bewußtsein seines wahnwitzigen Beginns kam, als er sie freigeben wollte, um ihr mit zuckenden Lippen zu bekennen, daß er wie ein Narr und wie ein Ehrloser gehandelt habe, da fühlte er mit unennbarer Seligkeit, wie ihr holdes Köpfchen sich hingebend und vertrauend an seine Schulter schmiegte — und nun war wie durch Zaubergewalt urplötzlich Alles aus seinem Bewußtsein verschwunden, was die kalte Welt zwischen ihn und dies holdselige Wesen gestellt, Alles, was ihn noch gestern hatte bestimmen wollen, Diejenige zu fliehen, der doch jeder Pulschlag seines Herzens ganz und ausschließlich gehörte. Er konnte nur noch empfinden, daß sie ihn liebte, daß sie ihm angehörte und daß keine Macht der Erde stark genug sein würde, sie von seinem Herzen zu reißen.

Langsam — so langsam, wie eben nur ein glückliches junges Menschenpaar in der Wonne seiner ersten Liebeseligkeit zu wandeln weiß — gingen sie nach dem Schlosse zurück; denn es war ja so unendlich viel, das sie einander in dieser Stunde noch zu sagen hatten. Wie rasch hatten doch Edith's süße Lippen gelernt, das trauliche Du auszusprechen! Es kam ihr so natürlich, als wäre nie eine andere Anrede zwischen ihnen gewesen, und dem hoch auflorchenden Hartwig klang das winzige Wörtchen jedesmal wie himmlische Musik an das Ohr.

„Meine theure, geliebte Edith,“ sagte er, ihre beiden Hände zwischen die seinigen nehmend, „wir gehören nun für immer zusammen, und ich werde Dich mir erringen mit dem Aufgebot meiner ganzen Manneskraft. Nimmer-

mehr hätte ich geglaubt, daß das Leben noch so viel Glück für mich in Bereitschaft haben könne, als es in dieser Stunde über mein Haupt ausgeschüttet hat. Du mußt verzeihen, Geliebte, wenn das Uebermaaß der Wonne mich fast mit Jagen erfüllt, und wenn mir eine Stimme in meinem Herzen zurufen will, daß ich allzu rasch und allzu selbstkühnig versucht habe, Dein sonniiges Lebensloos mit dem meinen zu verbinden, das bis zu dieser Stunde düster und freudlos genug gewesen ist.“

Bärtlich schmiegte sich Edith an ihn, und die ganze Fülle ihrer Liebe wie ihres innigen, hingebungsvollen Vertrauens offenbarte sich in ihren Worten, da sie erwiderte: „So kleinmüthig darfst Du nie mehr sprechen, Hartwig, wenn es nicht Dein Wunsch ist, mich ernstlich zu betrüben. Ich bin nicht so kindisch und auch nicht so unerfahren, daß ich nicht darauf gefaßt wäre, um unserer Liebe willen einen ernststen Kampf mit den Vorurtheilen meiner Angehörigen zu bestehen. Aber ich weiß, daß der Sieg in diesem Kampfe doch endlich auf unserer Seite sein wird. Sie können ja keine Einwendung gegen Dich erheben, die ich für berechtigt halten müßte.“

„So hoffe ich wenigstens, Edith; aber auch Dir bin ich einige Erklärungen und Mittheilungen aus meiner Vergangenheit schuldig. Es darf nichts Heimliches zwischen uns sein, wenn wir treu zu einander stehen sollen in jenem Kampfe.“

„Gewiß, Hartwig, Du wirst mir Alles sagen,“ schmeichelte sie, „nur nicht jetzt, nur nicht an diesem Abend, der ganz allein unserem jungen Glück gehören soll, und den kein häßliches Gedenken an Vergangenes oder Zukünftiges trüben darf. Es wird ja künftig noch Zeit genug sein, von diesen ernststen Dingen zu reden. Während dieser kurzen vierundzwanzig Stunden nur laß mich glauben, daß es kein einziges Wölkchen gebe am Himmel unserer Liebe.“

Wie wäre es möglich gewesen, einer solchen Bitte zu widerstehen!

„So willst Du also, daß ich morgen noch nicht mit Deinem Vater spreche?“

„Nein — nein — nur morgen noch nicht! Es ist süß, solch' ein Geheimniß zu haben.“

Wie langsam sie auch ihren kurzen Weg zurückgelegt hatten, nun waren sie dem Schlosse doch so nahe gekommen, daß die Möglichkeit einer Beobachtung sie zur Vorsicht nöthigte. Im Schatten einer Larushecke hatte sich Edith noch einmal für wenige Sekunden an die Brust des Geliebten geworfen, dann machte sie sich mit einem raschen: „Gute Nacht, Du mein Einziger!“ aus seinen Armen los und eilte dem Schlosse zu.

In dem Speisezimmer, das sie betrat, ging es recht wenig unterhaltend zu. Die Gräfin ruhte mehr liegend als sitzend in einem Sessel und blätterte gelangweilt in einem englischen Roman. Der Graf aber, der auf den Wunsch seiner nervösen Gemahlin schon vor einer guten Weile die Cigarre hatte fortlegen müssen, vertrieb sich die Zeit mit einer besonders verwickelten Patience.

„Rehrt Du wirklich lebend zurück?“ scherzte er, als Edith neben ihn trat. „Ich glaubte schon, Du hättest mit Steensborg das Weite gesucht. Wie in aller Welt konntet ihr in dieser Finsterniß die Plätze für ein Feuerwerk auffuchen?“

„O, die Finsterniß hat uns nicht gestört. Ich habe Alles gefunden, was ich suchte, ja fast noch mehr als das!“

„Nun, das ist mir lieb! Es wird also eine großartige Ueberraschung geben.“

„Ja, Papa, eine ganz gewaltige Ueberraschung.“

„Wie aufgeregt Du aber bist! Dein Ge-

sicht brennt, und Deine Augen sprühen ja förmlich Funken. Komm, setze Dich zu mir und laß uns zu Deiner Beruhigung eine Parthie Bézigue spielen. Wenn ich gewinne, bekomme ich einen Kuß, und wenn ich verliere, habe ich eine Doppelkrone zu zahlen."

Sie beugte sich zu ihm nieder und berührte mit ihren frischen Lippen seine Wangen.

"Da hast Du Deinen Gewinn; denn ich gebe die Parthie im Vorhinein verloren. Zum Spielen hätte ich heute doch keine Ruhe, und es gilt ja auch, Kräfte zu sammeln für den großen Tag, der uns bevorsteht. Hat sich unser Geburtstagskind schon zur Ruhe begeben?"

"Ja, Julia ging gleich nach dem Essen auf ihr Zimmer. Sie hatte wohl ein wenig Kopfschmerz, wenn sie es auch nicht zugeben wollte. Ihr angegriffenes Aussehen hat es mir verrathen."

"Dann darfst Du als eine gute Schwester um so weniger zögern, mich nach ihrem Befinden zu erundigen. Gute Nacht, Herzenspapa! Gute Nacht, Mamaschen! Auf morgen also! Ach, ich kann euch nicht sagen, wie sehr ich mich auf morgen freue!"

Sie eilte hinaus, und mit einem Lächeln glücklichen Vaterstolzes schickte sich Graf Westernhagen an, seine Gedanken auf's Neue in die Schwierigkeiten der verwickelten Patience zu vertiefen. Da ließ die Gräfin ihren Roman sinken und fragte lässig: "Soll ich Dir sagen, worin Edith's Ueberraschung besteht?"

"Weshalb, meine Liebe? Wir wollen der Kleinen ihr unschuldiges Vergnügen nicht durch eine Indiskretion verderben."

"Wie es Dir beliebt! Es wird nur eben darauf ankommen, den Augenblick nicht zu versäumen, an welchem dies Vergnügen aufhört, ein unschuldiges zu sein."

Ohne merkliche Beunruhigung blickte Graf Westernhagen von seinen Karten auf. "Ich verstehe Dich nicht. Es handelt sich doch nur um ein Feuerwerk."

"Allerdings — um ein Feuerwerk, welches das Herz unserer Edith bereits in helle Flammen gesetzt hat. Ich begreife wohl, daß die Finsterniß sie und den Herrn Oberverwalter nicht gestört hat, und daß sie mit Dir heute Abend nicht Bézigue gespielt haben würde, auch wenn Du ihr eine wirkliche Krone als Gewinn geboten hättest."

Die Gräfin behandelte die Angelegenheit so gleichmüthig und gelassen, als beträfe sie irgend eine wildfremde Persönlichkeit; ihr Gatte aber warf nun doch in einiger Aufregung seine Karten auf den Tisch.

"Was sagst Du da, Amélie? Du glaubst doch nicht, daß Steensborg und Edith —? Ach, das ist ja unmöglich! Hast Du irgend einen Anhalt für diese Vermuthung?"

"Wachtest Du nicht selbst die Wahrnehmung, daß Edith's Wangen brannten, und daß ihre Augen sprühten, als sie aus dem Park zurückkehrte? Ist Dir das noch nicht Beweis genug?"

"Und das ist Alles? Weiter hast Du nichts bemerkt?"

Die Gräfin zuckte die Achseln. "Ich glaube, man kann unmöglich bessere Kennzeichen verlangen."

Der Gutsherr hatte sich schon wieder vollkommen beruhigt. "Nun, meine Liebe," sagte er ein wenig ironisch. "Solche Beobachtungen mögen sich da in Deinen Romanen recht überzeugend ausnehmen; wenn es sich aber um eine meiner Töchter handelt, möchte ich ihnen doch etwas gerügere Beweiskraft beilegen. Edith weiß in all' ihrem jugendlichen Uebermuth doch sehr wohl, was sie dem Namen schuldig ist, den sie trägt, und Steensborg hat sich bisher als ein Mann von Ehre erwiesen. Die Fabelwelt, in der Du so beharrlich lebst, läßt Dich

wieder einmal Gespenster sehen, meine gute Amélie."

Ohne sich irgendwie gekränkt zu zeigen, schlug die Gräfin ihr Buch wieder auf. Nachlässig und gleichgültig, wie sie etwa eine Bemerkung über das Wetter gemacht haben würde, sagte sie: "Ich hielt es eben nur für meine Pflicht, Dir meine Wahrnehmungen mitzutheilen. Auch damals, als ich Dich auf die schlechten Streiche Deines Sohnes aufmerksam machte, gabst Du mir zur Antwort: Alfred weiß, was er dem Namen schuldig ist, den er trägt. Auch damals sollte ich Gespenster gesehen haben, bis Dein Sohn eines Tages —"

Mit einer ungestümen Bewegung warf Graf Westernhagen die Kartenhäuschen durcheinander und sein eben noch so ruhiges Gesicht war fast verzerrt, als er heftig erwiderte: "Habe ich nicht ein- für allemal verboten, diesen Namen in meiner Gegenwart zu nennen? Und war er nicht Dein Sohn so gut wie der meinige? Hast Du nicht tausendmal mehr —"

Die Gräfin spritzte sich aus einem Krystallflacon, das an ihrer Seite stand, einen feinen Sprühregen von Eau de Cologne in's Gesicht.

"Ah — eine Scene! Ich glaubte, wir wären nachgerade zu alt geworden für solche Thorheiten."

Graf Westernhagen erhob sich und ging zur Thür. "Ja, Du hast Recht, wir sind zu alt geworden, als daß wir noch hoffen dürften, einander zu verstehen. Gute Nacht!"

Die Gräfin neigte als Erwiderung ein wenig das Haupt, dann suchte sie die Stelle, an welcher sie die Lektüre ihres Romans unterbrochen hatte, und vertiefte sich in dieselbe auf's Neue so andächtig, als wäre nichts geschehen, um ihre Seelenruhe zu stören.

Vorsichtig und auf den Zehen hatte Edith das geräumige Schlafzimmer betreten, welches sie mit ihrer Schwester theilte. Sie hatte durch das Schlüsselloch gesehen, daß drinnen kein Licht mehr brannte, und sie glaubte Julia darum bereits in tiefem Schlummer. Nun aber sah sie zu ihrer Ueberraschung, daß die Schwester völlig angekleidet vor dem geöffneten Fenster saß.

Rasch war sie an ihrer Seite und kauerte neben ihr auf einem kleinen Fußbänkchen nieder.

"Papa sagte mir, Du befändest Dich nicht wohl," mahnte sie mit sanftem Vorwurf, "und nun hast Du Dich noch nicht einmal zur Ruhe begeben."

Julia schüttelte den Kopf, ohne ihn zu wenden. "Papa ist allzu besorgt," sagte sie, "man muß ja nicht gleich krank sein, wenn man ein wenig bleich aussieht. Du bist übrigens sehr lange draußen gewesen, Edith."

"Ach, mir selber wollte es scheinen, als wären es nur wenige Sekunden gewesen," flüsterte sie. — "Aber was hast Du, Julia? Du zitterst ja!"

"Nicht doch! Vielleicht ist's doch zu kühl geworden. Laß uns das Fenster schließen."

Sie that, wie sie gesagt hatte; dann sprach sie, ohne ihre früheren Platz wieder einzunehmen, in einem scharf klingenden Ton weiter: "Ich sah, daß Du allein in das Schloß zurückkehrtest. Hat es Herr Steensborg nicht für seine Pflicht gehalten, Dich wenigstens bis zur Thür zu begleiten?"

"Er durfte nicht, Julia; ich wollte nicht, daß er es thäte."

"Das ist ein sonderbares Verbot! Ihr dürft doch wohl zusammen zurückkehren, da alle Welt euch miteinander hatte fortgehen sehen."

"Nein, mein kluges Schwesterchen! Wir kehrten eben nicht so zurück, wie wir gegangen waren, und da wäre es uns vielleicht schwer geworden, denen, die uns begegneten, ganz unbefangen in's Gesicht zu sehen."

Nun konnte Komtesse Julia das Zittern, welches abermals ihren ganzen Körper erbeben ließ, nicht mehr auf die Rechnung der durch das offene Fenster hereindringenden abendlichen Kühle legen; aber sie lehnte Edith's besorgte Frage, ob sie sich nicht wirklich krank fühle, diesmal fast unfreudlich ab.

"Ich verstehe Dich nicht, Edith," sagte sie weiter, "denn ich will nicht hoffen, daß Du Dich gegen — gegen diesen Herrn irgendwie — nun, irgendwie vergessen hast."

"Ich wollte Dir noch ein Geheimniß daraus machen, Julia; aber diese Absicht erscheint mir jetzt fast wie ein Verbrechen, und ich würde auch gar nicht stark genug gewesen sein, sie durchzuführen. Haben wir uns doch einst gelobt, daß wir niemals etwas vor einander verbergen werden, um was auch immer es sich handeln möge. Und ich will diesen Schwur halten, wie ich sicher bin, daß Du ihn stets gehalten hast. Nicht wahr, Julia, auch Du hast mir niemals etwas verheimlicht, was Dein Herz bewegte?"

"Nein," klang es fast tonlos zurück. "Doch nun sprich: was ist zwischen Dir und ihm geschehen?"

"Aber es ist eine lange Geschichte, wirst Du auch Geduld genug haben, sie anzuhören?"

"O, es gibt nichts, das mehr Interesse für mich haben könnte als dies! Setze Dich her zu mir und verschweige mir nichts — hörst Du? — Nicht ein Wort darfst Du mir verschweigen, das er zu Dir gesprochen hat!"

Und Edith erzählte ihr Alles, vom ersten unbewußten Aufsteigen ihrer jungen Liebe an bis zum Besuch bei der kranken Christine, der die verborgenen Flammen so hell und heiß hatte emporlodern lassen. Als sie reumüthig gestand, welches Vorwandes sie sich bedient habe, um jenen Besuch in Hartwig's Begleitung unternehmen zu können, unterbrach Julia zum ersten Mal den für sie so unsäglich peinvollen Bericht.

"Wie? Und er hat es wirklich gewagt, Dich dahin zu führen? Er hat die Stirn gehabt, Dir von seiner Liebe zu sprechen, nachdem er Dich dahin, gerade dahin geführt?"

"Aber, mein Gott, was war denn so Schlimmes dabei?" fragte Edith ein wenig gekränkt. "Er that es doch nur auf meine dringende Bitte, und er versuchte sogar allen Ernstes, mir meine Absicht auszureden."

"Das glaube ich wohl, denn er spielte da wahrhaftig ein sehr gewagtes Spiel. Weißt Du denn nicht, daß zwischen ihm und der hübschen Johanna Beziehungen ganz besonderer Art bestanden haben, oder vielleicht noch bestehen?"

"Das ist nicht wahr! O nein, das ist eine abscheuliche Verleumdung! Wer hat es gewagt, eine solche Schändlichkeit zu behaupten?"

"Jochen Welzien, der Bräutigam des Mädchens, hat es überall erzählt, und ich meine, der Herr Oberverwalter hätte wenig Grund gehabt, dem Förster in's Handwerk zu pfuschen und den Burtschen auf seinen verbotenen Wegen zu belauern, wenn es nicht sein Wunsch gewesen wäre, den unbequemen Aufpasser für eine Weile bei Seite zu schaffen."

"Nein, nein und tausendmal nein!" rief Edith, nur noch mit Mühe ihre Thränen bekämpfend. "Es ist gar nicht schön von Dir, daß Du schlechten Menschen solche Verleumdungen nachsprichst."

"Die Neigungen der Männer sind oft sehr seltsam, mein Kind, und überdies wissen wir ja nicht einmal, ob Herr Steensborg von besserer Herkunft ist, als Johanna. Er vermeidet es wohl nicht ohne triftige Ursache so ängstlich, von seiner Familie und von seiner eigenen Vergangenheit zu sprechen."

Wie Bergeslast hatte es sich auf Edith's

eben noch hoch aufjubilendes Herz gewälzt. Laut aufschluchzend verbarg sie ihr von Thränen überströmtes Antlitz in Julia's Kleiderfalten; all' ihr junges Glück schien ihr plötzlich von einer unbarmherzigen Hand in Trümmer zer-
schlagen.

Aber ihre Liebe war doch zu stark, ihre reine Seele zu vertrauensvoll und gläubig, als daß diese Umwandlung verzweifelter Muth-
losigkeit hätte von langer Dauer sein können. Plötzlich richtete sie sich wieder empor, tilgte fast ungestüm die Thränen Spuren ihrer Wangen und sagte mit troziger Entschlossenheit: „Und dies Alles ist dennoch nichts anderes, als Lüge und Verleumdung! Schande über mich, wenn

ich dem sinnlosen Gerede eines weggejagten Knechts, eines gemeinen Diebes, mehr Glauben schenken wollte als ihm!“

Julia hatte die Zähne in ihre Unterlippe gegraben, daß sie einen warmen Blutstropfen hervorquellen fühlte. Wie hätte sie ahnen können, daß eine Liebe, deren Dauer erst nach wenig Tagen zählte, in dieses unschuldigen Kindes Herzen schon so feste, anscheinend unzerreißbare Wurzeln geschlagen! Sie gab es auf, ihr Ziel noch in dieser Stunde zu erreichen. Indem sie sich der leise widerstrebenden Hand der Schwester bemächtigte, sagte sie in völlig verändertem, sanftem Ton: „Niemand kann sehnlicher wünschen, daß Du glücklich

werdest, als ich, Edith! Aber ich bin älter als Du, und ich weiß aus bitterer Erfahrung, daß nicht immer dasjenige das Glück ist, was wir in einem Augenblick leidenschaftlicher Erregung dafür halten. Und wenn der Mann, dem Du Deine erste Neigung zugewendet, ein Unwürdiger ist, so würdest Du diese schmerzliche Erkenntniß jezt immerhin leichter ertragen, als nach Wochen oder Monaten. Nur aus schweesterlicher Liebe habe ich darum nicht geögert, Dir mitzutheilen, was man von ihm spricht. Es wird ja Mittel und Wege geben, unzweifelhaft festzustellen, inwieweit es Wahrheit oder Verleumdung ist.“

(Fortsetzung folgt.)



Blick über die Dünen der Kurischen Nehrung.

Enzianwurzelgräber.

(Mit Bild auf Seite 225.)

Die Wurzeln des Enzian, namentlich einiger gelbblühender Arten, dienen als Heilmittel, denn sie enthalten einen würzigen Bitterstoff mit magenstärkenden Eigenschaften, ebenso werden sie verwendet zur Bereitung des Enzian Schnapjes. Mit dem Ausgraben und Sammeln der Wurzeln befaßten sich die sogenannten Wurzelgräber, Männer und Weiber, welche jezt, wo die Enzianarten sichtlich seltener werden, oft tagelang am Gehäng und auf den Leisten des Gebirges umherklettern müssen, bevor sie eine Krare (Tragkorb) voll haben. Diese bezahlt ihnen der Apotheker oder Branntweinbrenner dann mit einigen Mark. Daß mit dem Graben der Enzianwurzeln viele Mühe und Gefahr verbunden ist, läßt unser Bild auf S. 225 genugsam erkennen.

Die Dünen der Kurischen Nehrung.

(Mit Abbildung.)

Die Kurische Nehrung ist eine schmale Landzunge, welche das Kurische Haff von der Ostsee scheidet und zu den merkwürdigsten Gegenden Deutschlands gehört. Noch im 16. Jahrhundert reich bewaldet, bietet jezt die ganze Nehrung, mit Ausnahme weniger Däsen, den Anblick einer Sand- und Dünenwüste, von der uns obenstehende Abbildung eine lebendige Anschauung zu geben vermag. Wenn man auf dem Dampfboot von Kranz nach Memel fährt, so stellt sich der meilenlange Dünenzug in der wechselnden Beleuchtung des Tages wie ein von Schnee bedecktes Hochgebirge dar. Besonders der „schwarze Berg“ bei Kossitten, eine einzelne Düne in Form eines nach dem Haff geöffneten Kraters imponirt gewaltig. Solche vereinzelte Dünen wandern unter dem Druck

der vorherrschenden Westwinde jährlich acht bis zehn Meter in der Richtung von der Ostsee nach dem Haff.

Die Perle von Helgoland.

Ein unaufgeklärter Roman.

Von Johannes Wille.

(Nachdruck verboten.)

Unter der verhältnißmäßig kleinen Anzahl der Freunde und Gönner, die Helgoland in den beiden ersten Jahrzehnten seines Bestehens als Seebad hatte, befand sich seit dem Jahre 1837 eine eigenartige Persönlichkeit. Es war dies der mecklenburgische Graf Christian v. Bothmer, dem das wellenumrauschte Eiland so an's Herz gewachsen war, daß er jedes

Humoristisches.

Manöverbild.



1.

Einfährig-Freiwilliger: Seh'n Sie 'mal, Herr Feldwebel, wenn wir jenen Hügel besetzen, könnten wir dem Feind leicht in den Rücken fallen —

Feldwebel: Natürlich, die Einfährigen mit ihrer Weisheit! Stecken Sie die Nase in Ihre Bücher, aber mischen Sie sich nicht in militärische Angelegenheiten.



2.

Feldwebel: Herr Lieutenant, erlauben Sie mir, Sie auf jenen Hügel aufmerksam zu machen, von dort könnten wir dem Feind in den Rücken fallen.

Sekonde-Lieutenant: Dummes Zeug, Feldwebel.



3.

Sekonde-Lieutenant: Was meinen Sie, Kamerad — jenen Hügel besetzen — Feind im Rücken —

Premier: Habe schon längst bemerkt, Kamerad, Hauptmann schon gemeldet —



4.

Premier: Herr Hauptmann, ich habe einen vorzüglichen Plan eronnen. Wenn wir jenen Hügel besetzen, dann sind wir dem Feind im Rücken —

Hauptmann: Ach, ist ja ganz überflüssig. Kriegen's auch so.



5.

Hauptmann: Nun hab' ich's, Herr Major. Wenn wir jenen Hügel besetzen, bin ich mit meiner Kompagnie dem Feinde im Rücken —

Major: Aber, lieber Hauptmann, Sie lassen da ja die einfachsten Elemente der Taktik außer Acht. Nein, nein, das geht nicht.



6.

Major: Nein, es ist, als ob man blind wäre. Wollen Herr Oberst gütigst den Hügel dort betrachten? Nur eine Kompagnie hingeschickt und wir find dem Feind im Rücken.

Oberst: Daran denken Sie erst jezt, Herr Major? Mein Adjutant ist schon längst auf dem Wege, dem Hauptmann X den Befehl zu überbringen.



7.

Oberst (zu seinem Adjutanten): Bitte, Herr Lieutenant, schnell zu Hauptmann X. Soll sofort den Hügel besetzen. Der Mann hat ja keine Ahnung!



8.

Adjutant: Herr Hauptmann, überbringe den Befehl des Herrn Obersten, jenen Hügel zu besetzen. Im Vertrauen, der Alte ist sehr aufgebracht, daß Sie die Position nicht längst wahrnahmen.



9.

General (bei der Kritik): . . . Der Scharfsinn des Herrn Obersten hat das ganze Gefecht entschieden. Der Gedanke, jenen Hügel zu besetzen, war höchst lobenswerth, und ich begreife nicht, wie die anderen Herren Offiziere erst direkten Befehl abwarten konnten.

Jahr zu den regelmäßig wiederkehrenden Gästen gehörte. In seinen Namen knüpfte sich die merkwürdige Begebenheit, die — anfänglich nur von lokalem Interesse für die Inselaner — in ihrem weiteren Verlauf die Aufmerksamkeit und Spannung der weitesten Kreise Deutschlands erregte, und wegen des peinlichen Geheimnisses, welches das Ereigniß umgab, zum Gegenstand eifriger Nachforschungen wurde. Nachstehende Schilderung folgt dem wahrheitsgemäßen Thatbestand der Vorkommnisse, die — obwohl sie vielfach romanhaft erscheinen mögen — doch vollkommen auf dem Boden der Wirklichkeit stehen.

Graf Christian v. Bothmer, damals bereits ein Mann im vorgerückten Alter, war einer der reichsten Majoratsherren Mecklenburgs, dem das Fideikommiß Neu-Bothmer, der Flecken Klütz und zwanzig Rittergüter eine Jahresrente von 50,000 bis 60,000 Thalern eintrugen. Da er sich als kinderloser Wittwer ohne direkten Erben sah, hatte er sich mehr und mehr dem Hange einer eigenthümlichen Abenteuerlust ergeben. Nur selten besuchte er seinen mit prächtigen, ausgedehnten Parkanlagen umgebenen Stammsitz Neu-Bothmer, sondern zog es vor, seine Rente auf seine Art auswärts zu genießen. Den Winter verlebte er in größeren Seestädten, von denen er besonders Hamburg den Vorzug gab; den Sommer hindurch aber durchschiffte er die Nordsee, und zwar auf seinem eigenen Dampfer, einem kleinen, aber flottigen Schiffe, das nach seinen eigenen Angaben in Hamburg gebaut und ausgerüstet worden war.

Es gab wohl keine Küste und Insel im Bereiche der Nordsee, zu welcher der mecklenburgische Seefahrer seinen Kiel nicht gelenkt hätte. Er stand bei seinen Fahrten gewöhnlich im Kapitänrock selbst auf der Kommandobrücke, seinem Fahrzeuge den Kurs vorzeichnend. Wo er landete, vermied er mit besonderer Scheu den Verkehr in der feineren Gesellschaft, namentlich mit seinen Standesgenossen, suchte dagegen mit wahren Behagen in der ungenirtesten Weise den Umgang mit Fischern und Schiffsleuten gewöhnlichen Schlages.

Auf diese Weise war Graf Bothmer auch bei den Helgoländern, wo er allsommerlich für mehrere Wochen vor Anker ging, ein allgemein bekannter Gast geworden, den die Bewohner der Insel stets mit besonderer Herzlichkeit begrüßten. Er nahm stets Wohnung bei einem Helgoländer Fischer, Namens Jan Mohr, der mit seiner einzigen Tochter eines der kleinen breiteren Häuschen auf dem „Unterlande“ bewohnte.

Unstreitig muß dieses Mädchen, Anna geheißen, von ungewöhnlicher Schönheit gewesen sein, da verschiedene uns aufbewahrte Reiseaufzeichnungen aus jener Zeit Anna Mohr's als „Helgolands Perle“ ausdrücklich erwähnen thun. Auch Graf Christian v. Bothmer hatte das schöne Mädchen in väterlicher Zuneigung sehr in's Herz geschlossen, und bei seiner Ankunft überraschte er die schöne Anna stets mit kostbaren Geschenken. An Bewerber unter den Helgoländer Burschen fehlte es der Inselperle natürlich ebenso wenig, wie an galanten und leichtfertigen Kutschneidern unter den Badegästen. Erstere wußte sie jedoch durch ihr kühles, fast sprödes Wesen, Letztere durch die strenge Ehrbarkeit, die sie im Verkehr mit Jedem offenbarte, von sich fern zu halten.

So war es bis zum Herbst des Jahres 1840, wo Graf Bothmer seinem „Töchterchen“, wie er scherzend Anna Mohr nannte, für dies Jahr Lebenswohl sagte und mit seinem Dampfer nach Hamburg zurückfuhr. Der reiche, kinderlose Sonderling hegte in der That eine rührende Zärtlichkeit für Anna. Wie schon früher in scherzhafter Weise, so hatte er diesmal ernsthaft versprochen, wenn sich Anna verheirathe,

für ihre Aussteuer allein Sorge tragen zu wollen.

Das Geschieh der schönen Helgoländerin nahm indessen noch in demselben Jahre eine ganz andere Wendung. Nach Graf Bothmer's Abreise hatte sich mit anderen späteren Gästen des Seebades ein schöner junger Fremder eingefunden, dessen elegante weltmännische Manieren den reichen, der vornehmen Welt angehörigen Kavaliere ebenso sehr verriethen, wie er sich selbst bemühte, Jedermann über seinen Stand und seine Herkunft im Dunkel zu lassen. Das Schicksal hatte ihn als Logirgast in Jan Mohr's Häuschen geführt. Er hatte kurzweg „Görk“ als seinen Namen angegeben.

Das feine Gesicht des vornehmen Unbekannten trug die deutlichen Spuren einer kaum überstandenen schweren Krankheit, die seinen Entschluß, bis in den Spätherbst als Jan Mohr's Gast auf Helgoland zu verweilen, zur Genüge erklärten.

Mit Anna Mohr's Wesen war von dem Tage an, wo der Fremde die Schwelle ihres Häuschens überschritten hatte, eine allmähliche Veränderung vorgegangen, die trotzdem von ihrem Vater, der wohl allzu sehr der kühlen Ueberlegung seiner Tochter vertraute, nicht bemerkt wurde. Ihr anfängliches Mitleid, das sie für den bleichen, schönen Mann empfand, verwandelte sich mehr und mehr in eine heimliche zärtliche Neigung, die unter dem erst zurückhaltenden, dann stürmischen Liebeswerben des Fremden zu hellen Flammen emporwuchs. Und an einem der ersten Oktobermorgen gerieth die ganze Inselbevölkerung und in erster Linie Jan Mohr selbst in Aufregung durch einen auf der Insel noch nie dagewesenen Vorfall: eine Entführung. Jan Mohr's schöne Tochter war mit dem unbekannten Gaste während der Nacht in einem Segeltutter, der, mit Hamburger Schiffen bemannt, schon am Abend zuvor in der Nähe der Insel erschienen war, auf und davon gegangen. Ein Brief Anna's, den Jan Mohr im Zimmer derselben vorfand, gab dem bekümmerten Vater keinen Trost, sondern vermehrte nur durch seinen dunklen Inhalt die Bestürzung.

Da es ohne Görk — so schrieb Anna — kein Glück für sie auf der Welt gäbe, so habe sie seinem Willen nicht zu widerstehen vermocht, mit ihm heimlich zu entfliehen, denn er habe ihr geschworen, nur unter der Bedingung, daß vorderhand ihre Ehechließung ein strenges Geheimniß sei, könnten sie vereint werden, da sonst seine Familie ihren Bund zerstören würde. Seinen vollen Namen und hohen Stand wisse nur sie allein: in Hamburg würden sie gleich bei ihrer Ankunft den priesterlichen Segen empfangen. Sie bitte ihren Vater ebenso herzlich um Verzeihung, wie sie ihn inständigst beschwöre, um ihres beiderseitigen Glückes willen keine Nachforschungen über ihren Verbleib anzustellen.

Nach längerer Rathlosigkeit gelangte endlich Jan Mohr zu dem Entschluß, der auch nach der Ansicht seiner Freunde der beste war, vorläufig keine Schritte in der Entführungsangelegenheit zu thun. Vielleicht — so hoffte er — würde sein unbekannter vornehmer Schwiegerohn nach Jahr und Tag den Schleier des Geheimnisses lüften, und er dann seine Tochter im ungehinderten Besiz ihres Glückes wiedersehen.

So verstrich der einsame Inselwinter, es kamen mit des Lenzes Wiederkehr die ersten Gäste Helgolands, auch der Sommer 1841 mit seinem regeren Treiben für die Inselaner ging zur Neige und unbemerkt war endlich der Oktobertag wieder erschienen, an dem ein Jahr zuvor die Tochter dem Vaterhause entfloß; allein Jan Mohr hatte vergeblich auf eine Nachricht von der Verschollenen geharrt, ver-

gebens hatte er auch das Eintreffen seines gräflichen Gastes Christian v. Bothmer erwartet, dem er so gern sein Herz auszuschnitten und dessen Rath er zu hören wünschte. Da — der letzte Badegast war schon längst von der Insel verschwunden — erschien der kaum noch Erwartete mit seinem Schiffe. Graf Bothmer hatte noch in der Zeit der gefährvollen Novemberstürme die Fahrt mit seinem kleinen Dampfer nach Helgoland gewagt.

Etwas Außergewöhnliches, so sagte sich Jan Mohr mit bangem Ahnen, mußte den Grafen diesmal nach der Insel führen. Seine Vermuthung wurde zur Gewißheit, als er dem alten befreundeten Gaste an der Landungstreppe die Hand reichte und er in das ernste, bekümmerte Antlitz desselben blickte. Jan Mohr zog, nachdem sie in ihrer Wohnung angekommen waren, sofort Anna's letzten Brief hervor und überreichte ihn dem Grafen.

Dieser überleg ihn rasch und versezte: „Ich wußte es bereits. Anna hat mir vor einigen Wochen selbst geschrieben. Fasse Dich, alter Freund, und lies selbst.“

Mit bebender Hand ergriff Jan den Brief, welchen Graf Bothmer aus der Tasche gezogen, und las. Nach einigen Sekunden stieß er einen ächzenden Ton aus und ließ das Schreiben seiner Tochter auf die Dielen sinken.

Bothmer hatte die schlaff herabhängende Hand des Schiffers, der kreidebleich und starren Blickes in sich zusammengesunken saß, ergrißen und redete tröstliche Worte, daß sich noch Alles zum Guten schiden könne, daß er gekommen sei, um seine Hilfe anzubieten.

Und was enthielt der verhängnißvolle Brief? Wohl Alles, um das Herz eines Vaters, der sein Kind liebt, in den größten Jammer zu stürzen. Wie ihr Bräutigam gelobt — so lautete Anna's Bericht — seien sie bereits am nächsten Tage nach der Ankunft von einem Geistlichen in dem Hause, welches sie in Hamburg sogleich bezogen, heimlich getraut worden. In ungetrübtem Glück seien die ersten Monate ihrer Ehe verfloßen. Erst als sie ihrem Gemahl mit Beginn des Sommers ein Töchterchen geboren, habe sie in seinem Wesen eine seltsame Scheu und Angst gewahrt. Im dreizehnten Monat ihrer Ehe sei er eines Tages von einem seiner gewöhnlichen Spaziergänge nicht wieder zurückgekehrt. Nachdem sie den nächsten Tag vergeblich auf seine Rückkehr gewartet, habe sie sich in namenloser Angst an die Polizeibehörde Hamburgs gewandt, allein alle Nachforschungen nach dem Grafen Görk-Brissberg vom Rheine, denn das sei der volle Name ihres Gatten, wie er ihn ihr genannt, seien erfolglos geblieben. Eine furchtbare Ahnung bemächtigte sich ihrer mehr und mehr, daß nämlich ein Glender ein ruchloses Spiel mit ihr getrieben habe, daß auch die heimliche Trauung ein frevelhafter Betrug gewesen sei. Sie flehe den Grafen, ihren zweiten Vater, an, sich ihrer zu erbarmen und ihr zur Aufklärung ihres Geschickes die rettende Hand zu bieten. Ihrem Vater, dem sie entflohen, vermöge sie, die schmachlich Verlassene, nicht wieder unter die Augen zu treten, obwohl die Summe, die ihr der Verschwundene hinterlassen habe, aufgezehrt sei, und sie mit ihrem Kinde binnen Kurzem dem Glend anheimfallen müsse.

Und in Ergänzung dieses Briefes berichtete der Graf: „Nach Empfang des Briefes reiste ich sofort nach Hamburg und fand Anna auf schwerem Krankenlager. Eine mitleidige Nachbarin hatte sich ihrer und des Kindes angenommen. Ich sorgte für ihre Verpflegung und gewissenhafte ärztliche Hülfe, und so vermochte ich sie ohne ernstere Besorgnisse zu verlassen. Zu ihrer vollständigen Wiederherstellung aber gehört nach dem Urtheil des Arztes vor Allem, daß sie den Vater wieder-

sehe und von ihm selbst die Beruhigung empfangen, er verzeihe ihr und betrachte sie nach wie vor als seine Tochter."

Der alte Jan Mohr traf schon am nächsten Tage mit dem Grafen Bothmer in Hamburg ein, und die Kranke schlang schluchzend ihre Arme um den Hals des verzeihenden Vaters.

Graf Christian v. Bothmer steht in seiner weiteren Anteilnahme an dem Schicksal der Verlassenen als ein Muster seltenen Edelmuthe und wahrhaft ritterlichen Sinnes da. Wohl zu keiner Zeit kann die verletzte Frauenwürde einen eifrigeren und uneigennützigern Anwalt gefunden haben. Er gelobte seinem unglücklichen Schilling, nicht eher zu rasten und zu ruhen — "und sollte es die Hälfte seines Vermögens kosten" — bis er die Spur des elenden Betrügers gefunden und ihn zur pflichtgemäßen Rückkehr zu der Verlassenen, oder — falls er es mit einem Ehrlosen seines Standes zu thun habe — ihn zur "blutigen Rechenschaft" im Zweikampf gezwungen habe.

Zunächst mußte festgestellt werden, ob der vollzogene Trauungsakt ein wirklicher, rechtsgiltiger, oder — wie Anna befürchtete — ein freches Gaukelspiel, bei dem ein Betrüger die Rolle des Pfarrers vertreten, gewesen sei. Graf Bothmer fand nach einigem Bemühen in der Person des Hamburger Syndikus Karl Sieveking eine kräftige Unterstützung für seine Nachforschungen, und es gelang, den Geistlichen zu ermitteln, der — allerdings erst "nach vielem Sperren", wie unsere Quelle ausdrücklich bemerkt — zu dem amtlichen Zeugniß genöthigt wurde, daß er an dem betreffenden Tage den priesterlichen Segen über den Grafen Görz-Brisberg vom Rheine und Anna Mohr gespendet habe.

Dieser Trauschein verschlechte zunächst den dunkelsten Schatten im Herzen des beklagenswerthen Weibes; nähere Angaben jedoch über die Persönlichkeit des Grafen hatte auch jener Priester nicht zu machen vermocht. Graf Bothmer stellte nun umfassende Nachforschungen über den angegebenen Namen Görz-Brisberg vom Rheine an. Es fand sich, daß in der That eine gräfliche Familie dieses Namens in Hannover anässig sei. Alle Erkundigungen jedoch, die Bothmer in Rittmarshausen und Brisbergholzen, den beiden hannoverschen Besitzungen der Grafenfamilie Görz-Brisberg einholte, ergaben mit voller Gewißheit, daß kein Angehöriger dieses Geschlechtes mit jenem verschwundenen Görz-Brisberg vom Rheine identisch sei.

Dennoch sprachen viele Umstände dafür, daß der Ehrlose, welcher sich mit diesem Namen maskirt, den höheren Adelskreisen angehören müsse. Anna hatte bemerkt, daß ihr Gatte alle an ihn gerichteten Briefe, welche stets unter dem Namen Görz-Brisberg vom Rheine auf der Post lagerten, selbst abholte, und daß die Couverts nicht selten Wappensiegel trugen. Allein auch nicht der geringste Ueberrest eines Briefes oder Schriftstückes war bei seiner Flucht zurückgelassen worden. Die große Sorgfalt, mit der er Alles, was auf seine Spur lenken konnte, vernichtet hatte, verschlechte die letzten Zweifel an der ehrlosen Absicht seines Verschwindens.

Schon wiederholt hatte Graf Bothmer bei Anna Mohr, die jetzt von ihrer Krankheit völlig genesen war, geforscht, ob sie nicht irgend ein Andenken von dem Treulosen besitze, welches für seine Verfolgung irgend einen Anhalt böte. Zu Bothmer's freudiger Ueberraschung fand sich endlich doch ein solcher Gegenstand in ihrem Besitz, der für diesen Zweck von unschätzbarem Werthe erschien. Die betrogene Frau barg noch auf ihrer Brust eine goldene Kapsel, welche das meisterhaft gemalte Miniaturporträt des

Grafen Görz, und zwar — wie Anna und ihr Vater übereinstimmend versicherten — von sprechender Aehnlichkeit enthielt. Ein Rest von Zärtlichkeit, der dem unwürdigen Manne im Herzen der Gattin verblieben war, hatte sie abgehalten, dem Grafen Bothmer sogleich davon Mittheilung zu machen. Sie lieferte ihm aber jetzt das Bildchen aus, und Bothmer glaubte nun der Fährte des Flüchtigen um einen guten Schritt näher gekommen zu sein.

Er sandte nämlich mit den Protokollen der Hamburger Polizeibehörde über den Thatbestand gleichlautende Zuschriften an sämtliche Polizeibehörden der größten deutschen Städte mit dem Ersuchen, den Mann zu ermitteln, den das beiliegende Bildniß darstelle. Von künstlerischer Hand hatte er das Miniaturbild des Medaillons in Kupfer stechen und in Hunderten von Exemplaren vervielfältigen lassen. Die beträchtlichen Kosten dieser Veranstellungen bestritt er allein, wie er auch die Sorge für den weiteren Unterhalt der verlassenen Frau und ihres Kindes vollständig übernahm. Anna Mohr hatte sich in begreiflicher Scheu gewei-gert, mit ihrem Vater nach Helgoland zurück-zutreten und dagegen mit heißem Dank den Vorschlag ihres Beschützers angenommen, der ihr in seinem Schlosse Neu-Bothmer ein stilles, friedliches Asyl anbot.

Ein volles Jahr war verstrichen. Vergeblich hatte Anna von Tag zu Tag in bangender Erwartung einer Nachricht geharrt, die ihrem Gesichte eine tröstliche Wendung zu geben vermöchte. Nirgends hatten die Polizeibehörden auch nur das Geringste ermitteln können. Graf Bothmer befand sich in gänzlicher Rathlosigkeit. Da — im Frühjahr des Jahres 1843 — fiel der erste Lichtstrahl in das rathselhafte Dunkel der Begebenheit. Ein Brief traf bei Bothmer ein, welcher "Berlin" als Poststempel trug. Nur wenige Worte enthielt derselbe, aber sie genügten, um die Spannung des Grafen auf's Aeußerste zu steigern.

"Der Kavalier," — so lautete der Inhalt des Briefes — "welcher Anna Mohr betrog, hat noch vor wenigen Jahren dem Offiziercorps zu Berlin angehört; es müßte denn die Aehnlichkeit dieses Herrn mit dem zur Rekognoszierung dienenden Bilde auf einer neuen Täuschung beruhen. Eine Nachforschung in dem genannten Kreise dürfte das Weitere ergeben."

Graf Bothmer begab sich, da das Schriftstück keine Namensunterschrift aufwies, sofort nach Empfang desselben nach Berlin. In einem Rundschreiben an sämtliche Mitglieder des Offiziercorps, in welchem er ihnen die Verpflichtung, zur Entlarvung eines Frevlers mitzuwirken, in warmen, schlichten Worten vor die Augen führte, lud er seine adeligen Standesgenossen zu einer Besprechung in's Hotel zur "Stadt Rom" ein. Das Miniaturbild der Kapsel wanderte von Hand zu Hand, die meisten Offiziere, welche der Aufforderung des Grafen gefolgt waren, erkannten es als das Bildniß des Fürsten Felix Sichnowski. Dieser war von 1834 bis 1838 preussischer Offizier gewesen, hatte nach den Mittheilungen seiner Kameraden 1839 in Spanien Dienste bei Don Carlos genommen, wo er bis zum Brigadegeneral avancirt, jedoch noch in demselben Jahre nach Brüssel und Paris zurückgekehrt sei. Ebenso wußte man noch zu berichten, daß er kurz darauf wegen seiner Schrift "Erinnerungen" in ein Duell mit dem General Montenegro verwickelt und nicht unbedeutend verwundet worden sei.

Man kann sich denken, wie dem Grafen Bothmer bei diesen Mittheilungen das Herz höher schlug. Das Alter jenes Görz-Brisberg vom Rheine, welches von Anna auf etwa 26 Jahre angegeben worden war, stimmte mit

den Jahren des Fürsten Sichnowski ebenso überein, wie die abenteuerlichen Lebensumstände desselben mit der Zeit der Begebenheiten in Helgoland und Hamburg zusammentrafen. Wohin sich Sichnowski nach jenem Duell (1840) von Paris aus begeben und wo er augenblicklich weilte, wußte Niemand zu sagen.

Bei allen diesen die Person des Fürsten Sichnowski schwer verdächtigenden Umständen vermochten sich allerdings die Offiziere wie Graf Bothmer nicht zu verhehlen, daß man durchaus keine öffentliche Anklage gegen denselben wagen dürfe, so lange man nicht überzeugendere Beweise, als die Aehnlichkeit des Bildes mit seiner Person und das Zusammen-treffen der bezeichneten Umstände aufzuweisen vermöchte. Es blieb nicht ausgeschrieben, daß ein verhängnißvoller Zufall einen Unschuldigen in den schlimmen Verdacht verwickelt habe, daß sich bei näherer Untersuchung die gesunde Spur als eine falsche erweisen könne.

Man ertheilte daher einstimmig dem Grafen Bothmer den Rath, mit äußerster Vorsicht die weiteren Schritte zur Aufklärung der Angelegenheit zu thun. Selbstverständlich blieb die gepflogene Verhandlung kein Geheimniß. Anna Mohr's rathselhafte Ehegeschichte wurde mit einem Schläge der Gegenstand des Tagesgesprächs, vor Allem in adeligen Kreisen. Lebhaft stritt man über das Für und Wider in der Schuld des Angeklagten. Daß Fürst Sichnowski selbst unsichtbar blieb, schien für Viele ein Verdachtsgrund mehr zu sein. Mit Spannung sah man den weiteren Enthüllungen entgegen, die Graf Bothmer's rastloser Eifer zu Tage fördern würde.

Bothmer war sogleich in aller Stille nach Oberschlesien abgereist. Dort besaß Fürst Felix Sichnowski die Majoratsherrschaften Kuchelna, Grabowka und Wolatitz. Nach dem neuen Operationsplan des Grafen Bothmer mußte das Miniaturbild der Schlüssel zur Lösung der Angelegenheit werden. Auf jeden Fall war das Miniaturbildchen nach einem größeren Porträt gemalt; wenn es noch existirte, so konnte es sich nur auf einem der Schlösser befinden, und der Vergleich beider Bilder mußte dann die Schuld des Fürsten vollgiltig beweisen. Selbst die Uebereinstimmung des Bildes mit den Familienporträts würde eine wichtige Handhabe für die Schuld des Fürsten ergeben.

Die Hoffnungen des Grafen sollten indessen scheitern. Obwohl er sich unter schlaudem Vorwande Einlaß in sämtliche Schlössern zu verschaffen wußte, fand er nicht, was er vermutet. Ein Porträt des Fürsten war nirgends zu erblicken, die Familienbilder indessen boten beim Vergleich mit dem Miniaturbildchen nur äußerst geringen Anhalt, eine Uebereinstimmung der Aehnlichkeit ließ sich nicht mit voller Bestimmtheit feststellen. So kehrte er unverrichteter Sache nach Mecklenburg zurück, gab aber trotzdem die Hoffnung nicht auf, das Geheimniß zu enthüllen.

Er hatte nämlich beim Besuch der Sichnowski'schen Güter ermittelt, daß seit dem Jahre 1841, und zwar um dieselbe Zeit, wo der Graf Görz-Brisberg vom Rheine seine Gattin verlassen, Fürst Sichnowski eine Reise nach Sissabon unternommen habe und daselbst noch verweile. Es schien dem Grafen Bothmer nur noch die Anwendung des letzten und äußersten Mittels übrig zu bleiben: sobald Fürst Sichnowski zurückgekehrt sei, ihn persönlich aufzusuchen und sich durch den Augenschein zu überzeugen, ob er in der That dem Bilde in dem Grade gleiche, der den gehegten Verdacht rechtfertige. Anna Mohr sollte dann — darauf bestand er noch mit der gleichen Unbeugsamkeit, wie am ersten Tage seines Einsichreitens — die gleiche Gemüthsung erhalten, als ob sie eine Dame hoher Geburt sei. Er wollte

es bis zur persönlichen Gegenüberstellung derselben mit dem Fürsten bringen, um alle weiteren Zweifel und jeden Irrthum ein für allemal zu verbannen.

Fürst Lichnowski kehrte erst nach mehreren Jahren von seiner Reise aus Spanien zurück und begann bald darauf seine in der Geschichte der 1848er Revolution denkwürdige Rolle zu spielen, indem er als Mitglied der Herrenkurie des ersten preussischen Landtags (1847) und als hervorragender Redner der Rechten im Frankfurter Parlament (1848) die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Allein Graf Bothmer, der unermüdlche Anwalt der schönen Helgoländerin, vermochte sein merkwürdiges Nichteramt nicht weiter fortzusetzen. Eine schmerzhaftes Krankheit hielt ihn an das Lager gefesselt, von dem der wackere Mann nicht wieder erstand. Am 12. April 1848, kurz nach dem Ausbruch des Revolutionssturmes, schloß er die Augen für immer, und noch in demselben Jahre folgte ihm der, auf welchem sein schwerer Verdacht bis zu seinem Tode ruhte. Fürst Felix Lichnowski fiel mit dem General Auerwald beim Aufstande des 18. September auf der Bornheimer Heide von den Kugeln eines gereizten Pöbelhaufens durchbohrt.

Damit hatte zugleich die räthselhafte Angelegenheit Anna Mohr's ihren Abschluß erreicht. Trotz der schwerwiegenden, die Person des Fürsten Lichnowski belastenden Umstände darf sich kaum die Nachwelt unterfangen, über den Verdächtigen den Stab zu brechen.

Die Lebensgeschichte Anna Mohr's fand indeffen noch einen versöhnlichen Abschluß. Sie reichte bald nach dem Tode ihres edelmüthigen Freundes, da ihre merkwürdige dreizehmonatliche Ehe durch richterlichen Spruch für gelöst erklärt worden war, dem Hauptmann v. Raven in Bismar die Hand. Ihre aus erster Ehe entstammende Tochter Alice, welche als Fräulein v. Raven bei ihr lebte, soll nach glaubwürdiger Quelle durch ihre auffallende Ähnlichkeit mit jenem Miniaturbilde noch späterhin die Erinnerung an diesen unaufgeklärten Liebesroman wachgerufen haben.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine zutreffende Antwort. — In der Regierungszeit Karl's II. von England war der Herzog von Buckingham als der größte aller großen Verschwender von London berühmt. Ebenso stadtbekannt, aber durch das Gegentheil, durch den schmutzigsten Geiz, war ein gewisser Cutler. Wenn dieser zu einer Reise genöthigt war und Abends in einem Wirthshause abstieg, gab er stets vor, sich nicht wohl zu befinden, damit er nichts zu verzehren brauchte. In seinem Schlafzimmer angelangt, holte er sich dann Stroh aus dem Bette, zündete es im Kamin an und briet über den Flammen einen Hering, wovon er immer Vorrath bei sich führte. Das war sein Nachtessen.

Als dieser Filz einmal mit Buckingham zusammentraf, rief er demselben: „Lebet doch so, wie ich.“ Worauf die prompte Erwiderung erfolgte: „Das kann ich noch immer, wenn ich nichts mehr habe.“ [L. M.]

Eine auffallende Thatsache. — Sehr interessant ist es, daß unter den wüthendsten Schreckensmännern der französischen Revolution die Vorliebe für irgend ein Thier förmlich Mode war. Robespierre legte eine rührende Vorliebe für einen großen englischen Hund an den Tag, der ihn auf seinen einsamen Spaziergängen zu begleiten und, wenn der „Unbestechliche“ saß und darüber nachdachte, wie vieler Menschen Häupter zum Heile für Frankreich auf dem Blutgerüst noch fallen mußten, zärtlich den Kopf in seinen Schoß zu legen pflegte. Couthon hatte stets, selbst im Konvent, ein kleines Wachtelhündchen bei sich, wie Fournier auf seinen Schultern immer ein zierliches Eichhörnchen, an silberner Kette befestigt, trug. Chaumette widmete seine Mußestunden einem Vogelhaufe, und Marat, der für die Guillotine 300,000 Köpfe glaubte fordern zu müssen, zog Tauben auf.

— Die räthselhafte menschliche Natur hat und behält nun einmal immer ein Bedürfnis, zu lieben und geliebt zu sein, wo und wie es nur geht. [—dn—]

„Der Mensch,“ jagt Saphir, „ist sein ganzes Leben lang ein Todtengräber. Mit 12 Jahren begräbt er seine lachende Kindheit; mit 18 Jahren begräbt er seine rosigte Jugend; mit 20 begräbt er seine erste Liebe; mit 30 seinen Glauben an die Menschheit; mit 40 begräbt er seine Hoffnungen; mit 50 begräbt er schon seine Wünsche; mit 60 begräbt er sogar nach und nach seine fünf Sinne, bis er endlich selber begraben wird.“ [Th.]

Woher kommt das Wort „Hurrah“? — Dieses Wort, welches der Deutsche bei jeder freudigen und festlichen Stimmung auszusprechen gewohnt ist, verdanken wir den Slaven. Entstanden ist es aus „hu-raj“, d. h.: „In das Paradies!“ — Es scheint bei den Südslaven, den Dalmatinern, Serben u. d. d. Lösungswort gewesen zu sein, wenn sie in den Kampf zogen. [G. Wr.]

Die Maschukulumbe-Neger.

(Mit Abbildung.)

Das im Norden von Südafrika angelegene wilde Negervolk der Maschukulumbe zeichnet sich besonders durch die Originalität der Haartrachten bei den Männern aus, von denen die nebenstehende Abbildung eine Anzahl vorführt. Sie setzen ihren Stolz darein, möglichst hohe und eigenthümlich geformte Chignons herzustellen. Diese sind äußerst kunstvoll, theils aus eigenen Haaren, theils mit Zuhilfenahme fremden Haars zu Stande gebracht und oft über ein Meter hoch. Um einen solchen Thurnbau zu bilden, wird das Haar zu zehn bis fünfzehn Centimeter langen Zotten gezerrt, dann der Kopf bis auf die Mittelpartie rasirt, und nun die stehengebliebene Welle mit dem eigenen abrasirten und fremden Haar, das gekauft, im Kampfe erbeutet oder vom Kopfe der Frau genommen ist, nach einem bestimmten Muster durchflochten. Wie unsere Bilder zeigen, spielt dabei der persönliche Geschmack eine Hauptrolle, so daß man die mannigfaltigsten Frisuren zu sehen bekommt.



Typen der Maschukulumbe-Neger.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 30.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 28:

Ein Weib, das schweigen kann, das ist eine Gabe Gottes.

Somogramm.

									A	A	B									
									B	B	B									
									C	C	E									
E	E	E	E	E	E	E	E	E	G											
G	H	H	H	H	I	I	K	K	L											
L	L	L	M	M	N	O	O	R												
									R	R	R									
									R	R	S									
									S	U	U									

Werden die hier eingetragenen Buchstaben anders geordnet, so lauten die sich entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen gleich. Diese nennen: 1) eine Feldblume, 2) etwas, was sich die meisten jungen Mädchen wünschen, 3) eine Waffe. [C. Leo.]

Auflösung folgt in Nr. 30.

Auflösungen von Nr. 28: des Räthfels: der Buchstabe I; des Ergänzungs-Räthfels: Kommt Zeit, kommt Rath.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart